

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 8

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]

Autor: Viebig, Clara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665227>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häussichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. Januar 1932

Heft 8

Winterwanderung.

(Aus den Liedern vom Maurergesellen.)

Nicht mir hab' ich gebaut;
Dies Dach wird eines andern.
Wer's Glück hat, holt die Braut
Und kaust Brabant und Flandern.
Ade, ade, du schmuckes Haus,
Ich greif' zum Stab und zieh' hinaus,
Muß weit und weiter wandern.

Muß wandern kreuz und quer,
Durch Stadt und Dorf mich winden!
Mein Säckel wird so leer,
Und Wams und Stiefel schwinden.
Ich hab' gebaut so manches Dach;
Das eigne Haupt zu bergen, mag
Ich nun kein Plätzchen finden.

Kein Meister, der mich dingt,
Wo ich auch zugesprochen;
Der arge Winter bringt
Die langen Feierwochen.
Die Welt wird still, die Arbeit ruht,
Ich armes, heimatloses Blut
Muß rings vergeblich pochen.

Schon streicht ein harter Frost
Auf dem bereisten Rasen,
Und scheltend kommt aus Ost
Ein Schneewind hergeblasen,
Die wilden Wanderschwäne schrein,
Ach Gott, wie bin ich gar allein,
Allein auf fremder Straßen!

Doch Herz, dein Trost ist nah!
Wenn jede Tür verschlossen,
Du zählst den Herrgott ja
Zu deinen Kunstgenossen.
Der Meister, der die Kuppel baut,
Die sterndurchflammt dort oben blauft,
Der wird dich nicht verstoßen.

Arthur Sitger.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

3

Käte wußte selber nicht, wie sie so über die Wochen der Trennung hinwegkommen konnte. So schlimm, wie sie sich's vorgestellt hatte, war

es nicht. Sie fühlte, daß eine größere Ruhe über sie kam, eine Ruhe, die sie zu Hause nie finden konnte; und diese Ruhe tat ihr wohl. Sie schrieb ganz zufriedene Briefe, und die heiteren

Berichte ihres Mannes von „herrlichen Bergen“ und „herrlichem Wetter“ freuten sie. Auch von Hofmann, der ihr, wie er's versprochen hatte, treulich Kunde gab, hörte sie Gutes.

„Der Junge ist prächtig auf dem Zeuge“, schrieb er, „um den brauchen Sie sich keine Sorge zu machen, liebe Frau! Er muß jetzt freilich seine Gespielen entbehren — ein Junge und ein Mädel sind frank —, denn mit dem dicken Stöpfel, der noch übrig ist, langweilt er sich allein. Er ist meist für sich im Garten; Friedrich hat ihm Salatpflanzen gegeben, auch Radieschen hat er sich gesät. Bei der Schularbeit habe ich ihn übrigens auch schon getroffen.“

Gott sei Dank! Es war der Frau, als könne sie nun, wie einer Last ledig, frei atmen. Den Brief des alten Freundes trug sie lange in der Tasche mit sich herum, las ihn beim Spazierengehen, im Sitzen auf einer Bank und abends, wenn sie im Bette lag. „Ein Junge und ein Mädchen sind frank — oh, die armen Kinder! Was möchte ihnen fehlen? Aber, Gott sei Dank, er war nun meist für sich im Garten allein! Das war das Beste!

Sie schrieb an ihren Jungen einen Brief, so recht vergnügt, und er antwortete ihr, und auch vergnügt. Der Brief an sich war freilich ein wenig drollig. „Teure Mutter — wie komisch! Und der ganze Stil — wie aus einem Briefsteller abgeschrieben! Sie nahm sich vor, diesen Brief in ihren nächsten an Paul einzulegen — was der wohl dazu sagen würde?! „Teure Mutter!“ — aber das freute sie doch, und auch das „Dein gehorsamer Sohn“, das darunter stand. Sonst enthielt der Brief eigentlich nichts, nichts von dem, was er trieb, nicht einmal etwas von den Lämkies, auch kein sehnüchtiges „Komm' bald wieder“; aber er war doch mit Sorgfalt geschrieben, sauber und deutlich, nicht so hingefrißt, wie er sonst zu frißeln pflegte. Und daraus ersah sie seine Liebe.

Auch ein Bildchen hatte er ihr beigelegt: ein kleines Bierdeck mit Spitzpapierrand, darauf ein schneeweißes Lämmchen ein rosenrotes Fähnchen hielt; darunter stand in goldiger Schrift: „Agnus dei, miserere nobis.“

Wo hatte er nur das her?! Gleichviel woher, er hatte ihr etwas schenken wollen! Und das kleine geschmaclose Bildchen rührte sie tief. Der gute Junge!

Sie legte das Bildchen mit dem Gotteslamm sorgfältig zu ihren Wertsachen; da sollte es im-

mer bleiben. Eine zärtliche Sehnsucht überkam sie nach dem Knaben, und sie begriff nicht, wie sie so lange schon hatte ohne ihn aushalten können.

Der August war vorüber, der September schon fast halb vergangen, als Käte nach Hause zurückkehrte. Ihr Mann, der vor ihr eingetrofen war, kam ihr entgegengereist; in Dresden trafen sie sich, und ihr Wiedersehen war ein sehr herzliches. Er konnte sich gar nicht genug freuen über ihre klaren Farben, ihren klaren Blick; und sie wiederum fand ihn prächtig gebräunt, jugendlicher, fast so schlank wie einst.

Hand in Hand saßen sie in dem Coupé, das er sich hatte reservieren lassen; ganz allein, wie junge Liebesleute. Sie hatten sich unendlich vieles zu sagen — da war nichts, gar nichts, was sie störte. Mit großer Innigkeit sahen sie sich in die Augen.

„Wie freu' ich mich, dich wieder zu haben,“ sagte sie, als er lange und lebhaft von seiner Reise erzählte hatte.

„Und ich erst dich!“ Er nickte ihr zu und drückte ihre Hand. Ja, es war ihnen wirklich beiden, als wären sie eine Ewigkeit getrennt gewesen! Er zog sie noch näher an sich, hielt sie so fest, als wäre sie ein ihm schon halb entrissen gewesenes teures Gut, und sie schmiegte sich an ihn, lehnte den Kopf an seine Schulter und lächelte verträumt.

Vor ihren halb geschlossenen Augen tanzten auf einem scherhaftbreiten, schrägen Sonnenstrahl unzählige goldene Stäubchen; das gleichmäßige Rasseln der Fahrt und das stille Gefühl einer großen Freude im Herzen lullte sie ein.

Plötzlich fuhr sie auf — war's ein Ruck, ein Stoß?! Wie ein Schreck hatte sie's durchfahren: sie hatte ja noch gar nicht nach dem Kinde gefragt!

„Wölfschen — was macht Wölfschen?!”

„Oh, dem geht's sehr gut! Aber nun erzähle du mal, mein Herz, wie hast du denn die langen Tage dort hingebracht? Wie war der Tag eingeteilt? Also morgens zum Brunnen — erst mal einen Becher, dann den zweiten — und dann? Nun?!”

Sie erzählte nicht. „Wölfschen ist doch gesund?“ fragte sie hastig. „Es stimmt gewiß nicht ganz — du erzählst ja so wenig von ihm?! Ich habe immer schon solche Ahnung gehabt! Ach Gott, so sage doch!“ Fast gereizt klang ihr

Ton — wie konnte Paul nur so gleichgültig sein! „Was fehlt Wölfcchen?“

„Fehlt?“ Er sah sie ganz verwundert an. „Aber ich bitte dich, Räte, warum soll ihm denn durchaus etwas fehlen?! Er ist ferngesund!“

„Wirklich — ?! Aber so erzähle doch, erzähle!“

Er lachte über ihre Ungeduld. „Was läßt sich von so einem Jungen erzählen?! Er schläft, isst, trinkt, geht in die Schule, kommt nach Hause, läuft in den Garten, schläft, isst, trinkt wieder und so fort, vegetiert wie die Pflanze im Sonnenchein. Erzähle du lieber, wie's dir geht!“

„Oh, mir — mir“ — das kam ihr auf einmal so überflüchtig vor — „mir, ganz gut, du siehst es ja!“ Welch eine Gleichgültigkeit hatte er gegen das Kind! Und sie — die Mutter —, hatte es auch so lange vergessen können?! Eine solche Beschämung kam über sie, daß sie hastig den Kopf von ihres Mannes Schulter hob und sich gerade aussetzte. Nun waren sie keine Liebesleute mehr, nur Eltern, die sich um ihr Kind zu kümmern hatten!

Und sie sprach nur von ihm.

Paul fühlte den plötzlichen Umschwung in der Stimmung seiner Frau. Eine Verstimmung beschlich ihn: waren sie doch wieder auf dem alten Fleck?! Hatte sie schon wieder für nichts andres Interesse mehr als für den Jungen?! Er empfand keine Neigung weiter, von seiner Reise zu erzählen.

Immer einsilbiger wurde die Unterhaltung; an der nächsten Station kaufte er sich eine Zeitung, und sie lehnte sich in die Ecke und versuchte zu schlafen. Aber so abgespannt sie auch war, es gelang ihr nicht; ihre Gedanken streiften unruhig in allen möglichen Wendungen immer um den einen Punkt: also ihm fehlte nichts! Gott sei Dank! — Wie gleichgültig Paul doch war —, aber ob Wölfcchen sich sehr freuen würde, daß sie wiederkam? Der liebe Junge — der geliebte Junge!

Zuletzt mußte sie doch ein wenig geschlummert haben, denn auf einmal hörte sie, wie von ganz weit her, die Stimme ihres Mannes: „Mach' dich fertig, mein Herz! Berlin!“ — und fuhr auf.

Schon waren sie im Gewirr zahllos sich freuzender Gleise. Jetzt rauschte der Zug unter die Glashalle.

„So weit wären wir!“ Er half ihr hinaus, und sie fing an vor Ungeduld zu zittern. Das war ja endlos, dieses Treppab- und Treppauf-

laufen, dieses Hinübergehen auf den andern Bahnsteig und dann das Warten und Lauen auf den Vorortzug! Ob Wölfcchen auch noch nicht schlief? Es würde dunkel sein, bis sie draußen waren!

„Kommt der Zug bald? Wieviel Uhr ist es? Mein Gott, wie lange das dauert!“

„Beruhige dich, der Junge wartet auf dich! Was denfst du wohl, der sitzt jetzt abends noch immer lange bei der Cilla; am Tage hat sie nicht so viel Zeit für ihn. Ein nettes Mädchen! Du hast einen guten Griff getan!“

Sie überhörte das ganz, dachte sie doch immerwährend daran, wie sie ihn finden würde. Ob er sehr gewachsen war?! Sich verändert hatte?! Kinder in seinem Alter sollen sich ja immerfort ändern — ob er sich verhäßlicht hatte oder ob er noch so hübsch war? Gleichviel — früher hatte sie mehr auf das Äußere gegeben — wenn er jetzt nur lieb, recht lieb war! Schon hörte sie seinen Jubelschrei, schon fühlte sie seine Arme um ihren Nacken, seinen Kuß auf ihrem Mund.

Der Wind, der angenehm abendlich geworden war nach dem immerhin noch heißen Herbsttag, fächelte ihr Gesicht, ohne die von innen heraus glühenden Wangen fühler machen zu können. Als sie vom Hause anhielten, das, anmutig versteckt, mit seinen Balkonen voll leuchtend roter Geranien hinter den immergrünen Kiefern unterm reichgestirnten Septemberhimmel lag, klopfte ihr das Herz, als wäre sie viel zu weit und zu rasch gelaufen. Endlich! Sie atmete tief auf: nun war sie wieder bei ihm!

Aber er kam ihr nicht entgegengelaufen. Daß er auch gar nicht aufgepaßt hatte!

„Sie werden auf der Veranda, hinten heraus, sitzen,“ sagte Schlieben. „Da sitzen sie immer des Abends!“ Er blieb ein wenig zurück. Möchte Räte den Jungen nur erst mal für sich allein begrüßen!

Und sie eilte durch die Halle, an dem freundlich strahlenden Gesicht der Köchin vorüber, sah nicht den Friedrich, der jetzt die Dienerlivree angelegt hatte, nachdem er vorher noch alles mit seinen selbstgezogenen Blumen dekoriert hatte; sie bewunderte weder seine gärtnerischen Erfolge, noch die selbstgebackene Torte, die die Köchin auf den festlichen Tisch gestellt hatte. Aus der Halle war sie in ihren kleinen Salon und von da durchs Esszimmer gelaufen, dessen Tür auf die Veranda führte. Die Tür war ge-

öffnet — nun stand sie auf der Schwelle — die draußen gewahrten sie nicht.

Von den Windlichtern auf dem Verandatisch brannte mir eins, leidlich hell, um nahebei zu leuchten. Aber Cilla tat nichts. Den Strumpf, den sie stopfen sollte, hatte sie im Schoß; ihre rechte Hand, in der sie die lange Stopfnadel hielt, ruhte lässig auf dem Tischrand. Sie hatte sich ein wenig hintenüber gelehnt; ihr Gesicht, in diesem Zwielicht feiner und schöner, war emporgehoben; sie schien nachzudenken, den Mund halb geöffnet.

Von Wolfgang sah man nichts. Aber jetzt hörte die Mutter ihn sprechen im Ton des Bedauerns: „Weißt du nicht weiter?! Oh!“ Und dann drängend: „Weiter, Cilla, weiter, es war ja so schön!“

Aha, nun sah sie auch ihn! Er saß dem Mädchen zu Füßen, auf einem ganz niedrigen Scheimmel, dicht an dessen Knie gedrückt. Und er wendete das Gesicht jetzt zu dem Mädchen auf — bittend, begehrend — sah es an mit Augen, die wie polierter dunkler Schatz glänzten, und sprach in einem Tone, wie die Mutter noch nie von ihm gehört zu haben glaubte: „Singe, Cillchen! Liebes Cillchen, singe!“

Die Magd stimmte an:

„Bebe nicht, sprach sie mit leiser Stimme — Ach nee!

„Ich erscheine nicht vor dir im Grimme — Nee, auch nich!

„Warum glaubt' ich Schwäche deinen Schwüren‘ — Nee, ich weiß nich weiter. Nu sag einer! Un ich hab's bei mir zu Hause doch so ofte gesungen. Bei uns im Dorfe, wenn wer abends gingen, mein Schatz un ich.“ — sie stampfte ärgerlich auf — „dass mer so was auch vergessen tut!“

„Ärger dich nicht, Cillchen! Du mußt dich nicht ärgern. Fang doch noch mal von vorne an, das macht ja nichts. Ich hör's gern noch mal, immer noch mal! Fein ist das!“

„Cillchen — Cillchen“ — wie spielerig das klang, ordentlich zärtlich! Und wie er an ihren Lippen hing!

Käte streckte den Kopf weit vor; sie stand schon auf der Veranda, und die beiden bemerkten sie noch immer nicht.

Die Magd sang, leierig und zeternd, wie sie daheim auf der Dorfstraße gesungen hatte, aber des Knaben Augen glitzerten und wurden groß dabei. Seine Lippen bewegten sich, als ob er's mitsänge;

„Heinrich lag bei seiner Neuwermählten, Einer reichen Erbin von dem Rhein, Schlangenbisse, die den Jäschchen quälten, Ließen ihn nicht führen Schlaf sich freun. Zwölfe schlug's, es drang durch die Gardine Plötzlich eine kleine weiße Hand, Was erblickt er? Seine —“

Die Sängerin stockte — ein tiefer Atemzug zitterte plötzlich über die Veranda. Der Knabe schrie erschrocken laut auf — da stand sie, da stand sie!

„Aber Wolfgang — Wölfchen!“ Die Mutter streckte ihm die Arme entgegen, doch er verbarg den Kopf in dem Schoß der Magd.

Kätes finsterer Blick streifte das Mädchen: was war das für ein Unsinne, ihm solche Lieder vorzusingen!

„Och, die Frau — die gnädige Frau!“ Rot werdend schnellte Cilla auf und ließ alles, was sie auf dem Schoß hatte — Strumpf, Stopfeli, Wollknäuel und Schere — zu Boden gleiten; auch den Jungen.

Warum waren die beiden so erschrocken?! Als sei sie ein Gespenst, so starrte Wolfgang sie ja an!

Er war jetzt aufgestanden, hatte die Mutter begrüßt, mechanisch das Gesicht zu ihr aufgehoben, um ihren Kuß zu empfangen; aber sie merkte ihm keine Freude an. Oder war es Befangenheit, eine knabenhafte Scham, weil sie ihn belauscht hatte? Seine Augen sahen sie gar nicht voll an, streiften sie aber immerfort von der Seite. War sie ihm denn fremd geworden — so fremd?“

Eine unsägliche Enttäuschung durchzog der Heimkehrenden Herz, und ohne daß sie es beabsichtigte, klang der Ton schroff, in dem sie das Mädchen jetzt hinausgehen hieß. Sie setzte sich auf den eben verlassenen Platz am Tisch und zog ihren Knaben an sich.

„Wie ist dir's denn gegangen, Wölfchen? Nun sage doch — gut?!"

Er nickte.

„Hast du denn auch Mutterchen ein bißchen vermisst?!"

Er nickte wieder.

„Ich habe dir auch so viele schöne Sachen mitgebracht!“

Da wurde er lebhaft. „Hast du auch für Cilla was mitgebracht? Einen Nähkästen mit allerlei drin könnte die gut gebrauchen; weißt du, sie hat nur so 'nen alten von der Schule her. Och, die kann mal kein erzählen — so gruselig! Und singen! Laß dir das mal vorsingen:



Das schöne Stigelände bei Zbergeregg (Rt. Schwyz).

Phot. Kretschmer & Ott, Zürich

„Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut,
Erfor sich ein Landmann zur Frau,
Doch sie war einem Soldaten so gut,
Und bat ihren Alten ganz schlau —
Ich sag' dir, zum Schießen ist das!“
Und lachend begann er weiterzuträllern:

„Er möchte doch fahren ins Heu, juchhei,
Ins Heu, juchhei —“

„St — — —!“ Sie legte ihm die Hand auf
den Mund. „Das ist gar kein schönes Lied —
ein garstiges Lied! Das wirst du nie mehr fin-
gen!“

„Aber warum denn nicht?“ Er sah sie mit
runden Augen erstaunt an.

„Weil ich es nicht wünsche,“ sagte sie kurz.
Sie war empört: morgen, ja morgen, da würde
sie dem Mädchen aber ihre Meinung nicht vor-
enthalten!

Jetzt waren ihre Wangen nicht mehr heiß;
eine empfindliche Röhre schauerte über die
Veranda, die ihr eisig bis ans Herz griff. Als
Paul rief: „Aber Käte, wo stehst du denn?
Liege doch erst ab!“ folgte sie rasch seinem Ruf.

Der Knabe blieb allein stehen und sah mit

blinzelnden,träumerischen Augen in die milde,
jetzt ganz dunkle Nacht. Ha, das war doch so
schön, wie die Cilla gesungen hatte! Morgen
müsste Cilla wieder singen und erzählen! Wenn
sie nun auch wieder da war! Ein ungestörtes
Plätzchen würde doch noch zu finden sein! —

Käte schlief gar nicht in dieser ersten Nacht,
obgleich sie todmüde war. Vielleicht zu müde.
Sie hatte noch eine lange Auseinandersetzung
mit Paul gehabt, als sie schon zu Bett liegen.
Er hatte ihr recht gegeben, daß weder das eine
noch das andere Lied sehr passend war, aber —
„Du lieber Gott,“ hatte er gesagt, „was hört
man als Kind nicht alles, und es geht spurlos
an einem vorbei!“

„An dem nicht!“ Und dann fragte sie: „Ich
habe so oft versucht, ihm wirklich Schönes vor-
zulesen, das Beste unserer Dichter — aber gar
kein Interesse, noch gar kein Verständnis! Und
für solche — solche“ — sie suchte einen Ausdruck
und fand ihn nicht — „für so etwas begeistert
er sich! Aber ich leide es nicht, ich dulde es
nicht! Dergleichen darf nicht in seine Nähe!“

„Dann entlasse die Dienstboten“, hatte er ärgerlich gesagt. Er war eben im Einschlafen und wollte nicht mehr gestört sein. „Gute Nacht, mein Herz, schlaf dich aus! Übrigens bist du ja nun wieder da und wirfst schon das Deine tun!“

Ja, das würde sie auch! —

Sie ließ den Knaben von nun ab nicht mehr aus den Augen. Und ihre Ohren waren überall. Es lag kein Grund vor, das Mädchen zu entlassen — es war ehrlich und sauber, tat seine Schuldigkeit — nur mit Wölfchen durfte es nicht mehr allein sein. Wolfgang ging ins zwölftes Jahr, eine Überwachung durch eine Diennerin war überhaupt nicht mehr möglich.

Aber es war schwer für Räte, ihren Vorsätzen treu zu bleiben. Ihr Mann machte doch auch seine Ansprüche, und ihr Haus, ihre Geselligkeit; es war nicht möglich, alles andre abzuschütteln, aufzugeben, zu verabsäumen, nur um des einen: um des Kindes willen. Und sie durfte Paul doch auch nicht anhaltend verstimmen, ihn womöglich ernstlich gegen das Kind erzürnen; davor zitterte sie. Sie mußte zuweilen mit ihrem Mann in Gesellschaft gehen, er freute sich, wenn sie — gut angezogen — als liebenswürdige Frau gesucht ward. Er ging gerne — ach, und viel, viel zu oft! Gerade diesen Winter hatte sie geglaubt, doppelt auf der Hut sein zu müssen. Und sie instruierte die Köchin und den Diener, ersuchte beide dringend, aufzupassen. Die waren ganz verwundert: wenn die gnädige Frau so wenig zufrieden war, so sollte die gnädige Frau doch der Cilla kündigen, zum ersten Januar gab's ja Mädchen genug!

Unwillig wendete sich Räte ab: wie häßlich von den Dienstboten, die andre herausbeissen zu wollen! Ungerecht durfte sie gegen das Mädchen denn doch nicht handeln. Und wenn ein andres ins Haus kam, konnte es da nicht ebenso sein?! Dienstboten sind immer eine Gefahr für Kinder.

Wolfgang entwickelte sich sonst sehr gut, besonders körperlich. Nicht, daß er gerade so sehr in die Höhe schoß; er ging mehr in die Breite, wurde stämmig, mit einem festen Nacken. Wenn er mit den Lämkens vor der Tür Schneeballen warf, sah er älter aus als der gleichaltrige Arthur, sogar älter als Frida. Er wurde eben anders genährt als diese Kinder. Mit Wohlgefallen sah die Mutter seine reine, frische Haut, die gepflegt war durch warme Bäder und die tägliche kalte Abreibung am Morgen. Und zum Friseur mußte er alle vierzehn Tage, da wurde

der dicke, glatte, dunkle Haarschopf, der aber trotz aller Sorgfalt etwas Grobfädiges behielt, verschnitten, gewaschen und mit stärkender Essenz eingerieben. Beinahe verkümmert sahen die Lämkens aus gegen ihn; sie hatten ja auch vor nicht zu langer Zeit erst die Nachwehen des Scharlachs überstanden. Wenn nur Wölfchen das nicht auch bekam. Räte hatte große Angst davor. Bis vor kurzem hatte sie ihn von den Lämkens ferngehalten; aber freilich in der Schule war stete Ansteckungsgefahr. Ach Gott, man kam wegen des Kindes eben nie zur Ruhe! —

*

Sie hatten sich recht munter draußen getummt. Der See, der unterhalb der Villen, wie ein stilles Auge zwischen den dunklen Waldrändern liegt, war zugefroren; Wolfgang und die halbe Klasse ließen dort Schlittschuh. Räte war nach Tisch auch eine Weile am Ufer auf und ab gewandert und hatte ihren Jungen beobachtet. Wie nett er schon lief. Sicherer und besser als mancher der Jünglinge, die da Achter zogen und Kreise beschrieben, holländerten und mit ihren Damen tanzten. Er versuchte auch schon allerlei Kunststücke, er hatte wirklich Courage. Daß er nur nicht hinfiel oder einbrach! Und immer lief er der tiefen Mitte des Sees zu, wo noch Strohwische steckten! Der Mutter war, als könnte ihm nichts geschehen, wenn sie hier am Ufer stand und ihn unablässig mit den Augen verfolgte. Endlich aber erstarrten ihre Füße gänzlich, und sie mußte heimgehen.

Als er gegen Dunkelwerden nach Hause kam, war er unendlich frisch. Mit Freudigkeit sprach er vom Eislauf. „Ha, das war mal fein! Ich möchte immer so laufen — morgen, übermorgen — alle Tage — und immer weiter, weiter! Der See ist viel zu klein!“

„Bist du denn gar nicht müde?“ fragte die Mutter und lächelte ihn an; sie konnte sich nicht satt an ihm sehn, er sah so strahlend aus.

„Müde?“ Ein fast geringschätziges Lächeln zog seine Mundwinkel herab. „Ich werde nie müde. Von so was nicht! Die Cilla hat gesagt, sie möchte auch gern mal mit mir laufen!“

„Ach, warum nicht gar?!“ Schlieben, der mit beim Kaffeetisch saß, lächelte gutgelaunt; es machte ihm Spaß, den frischen Jungen ein wenig zu necken. „Dann wird sich die Mutter eben während der Eiszeit ein zweites Haussmädchen engagieren müssen!“



Blick vom Gobel gegen die Glarneralpen.

Phot. F. Ott-Kretschmer, Zürich

Wolfgang verstand den leisen Spott nicht. Ganz glücklich rief er: „Ja, das soll sie tun!“ Aber dann wurde sein Gesicht lang: „Aber sie hätte keine Schlittschuhe, sagt sie. Vater, du mußt ihr welche kaufen!“

„Den Kuckuck werd' ich — na, das fehlte noch!“ Der Hausherr lachte laut auf. „Nein, mein Junge, die Cilla in Ehren, aber sie Schlittschuh laufen zu lassen, das wäre denn doch ein bißchen übertrieben! Nicht wahr?“

Er sah zu seiner Frau hin, die ganz gegen ihre Gewohnheit laut mit den Läffen klapperte. Sie sagte nichts, sie nickte nur stumm mit gänzlich veränderter, kühler Miene.

Der Knabe begriff das nicht: warum sollte die Cilla nicht Schlittschuh laufen?! Hatte die Mutter was gegen sie? Komisch! Immer, wenn ihm was so recht, recht gefiel, gefiel's ihr nicht!

Er stützte, an seinem Arbeitspult sitzend, den Kopf in beide Hände; der war ihm schwer. Die Augen brannten ihm und trännten, wenn er sie fest aufs Heft richtete — er mußte doch wohl müde geworden sein. Das wurde keine gute lateinische Arbeit! Im Geist sah er schon, wie

der Lehrer die Achseln zuckte und ihm, über so und so viele Köpfe weg, das Heft auf die Bank feuerte: „Schlieben, zehn Fehler! Junge, Mensch, zehn Fehler! Wenn du dich nicht zusammen nimmt, kommst du Ostern nicht mit nach Quarta herüber!“

Wah, das war ihm ja ziemlich egal — nein, eigentlich ganz egal. Es war ihm ja überhaupt jetzt alles egal, schrecklich egal. Er fühlte sich auf einmal todmüde. Warum sie nur der Cilla nichts gönnen wollte? Die erzählte doch so fein! Was hatte die doch gestern abend, als die Eltern aus waren und sie sich an sein Bett geschlichen hatte, erzählt? Von — von —?! Er konnte nichts mehr zusammenbringen, seine Gedanken verwirrten sich.

Der Kopf sank vornüber aufs Pult; die Arme lang vor sich über seine Bücher gestreckt, schlief er ein.

Als er erwachte, mochte wohl eine Stunde vergangen sein, aber er fühlte sich doch nicht ausgeruht. Fröstelnd, mit starren Augen sah er sich im Zimmer um. Alle Glieder taten ihm weh.

Und sie taten ihm auch die Nacht durch noch

weh, er konnte nicht schlafen; mit schweren Füßen schlepppte er sich am anderen Nachmittag auf die Eisbahn.

Biel früher als sonst kam er vom Schlittschuhlaufen wieder nach Hause. Er möchte nichts essen und nichts trinken, immer kam ihn eine Übelkeit an. „Sieht der Junge heute grün aus“, sagte der Vater. Die Mutter strich ihm besorgt die Haare aus der Stirn: „Fehlt dir was, Wölfchen?“ Er verneinte.

Aber als wieder der Abend gekommen war und der Wind draußen in den Kiefern flüsterte und eine gespenstische Hand an die Fenster rührte — hüh, eine kleine weiße Hand wie in Cillas Lied —, lag er im Bett, schüttelte sich vor Frost, trotz der weichen warmen Decke, fühlte, daß ihm der Hals weh tat und daß es in seinen Ohren stach und brannte.

„Er ist krank“, sagte Räte sehr besorgt am Morgen. „Wir wollen doch gleich Hofmann kommen lassen!“

„Ach, es wird schon nicht so schlimm sein.“ beruhigte der Mann. „Läßt ihn im Bette, gib ihm Zitronenslimonade zum Schwitzen und auch was zum Aufführen. Er hat sich den Magen verdorben oder ist erkältet!“

Aber schon am Mittag mußte der Arzt herbeitelephoniert werden. Der Knabe lag, nicht mehr klar, in hohem Fieber.

„Scharlach!“ Prüfend befahl der Sanitätsrat die entblößte Brust und zog dann sorgfältig die Decke wieder höher. „Aber der Ausschlag ist noch nicht recht heraus!“

„Scharlach — ?!“ Räte glaubte in die Knie sinken zu müssen — oh, davor hatte sie sich immer so sehr gefürchtet! (Fortsetzung folgt.)

Winterfrühling.

Der Winter strahlt. Die Sonne rollt
Einsam durch's Blau ihr klares Gold.

Einöd im Tal. Es tropft und taut
Vom Hüttendach in leisem Laut.

Am Berghang glänzt der Schnee so rein;
Dort schlafst der Wind im Sonnenschein.

Ein Birkenbaum, allein und kahl,
Die Hängezweige hebt im Strahl.

Er blinzt ins blaue Gotteslicht,
Das brennt ihm überm Wipfel dicht.

Ein Meislein hüpfst ganz sacht im Baum,
Ein Seelchen zirpt — du hörst es kaum.

Leopold Weber.

Eine Schweizerfahrt im Zeppelin.

Von Ernst Eschmann.

Wie oft haben wir nicht alle schon nach dem Himmel geschaut, wenn wir das tiefe Brummen vernahmen, das den Zeppelin ankündigte. Dann schwante er über die Stadt ruhig und gelassen wie ein Philosoph. Er machte seine Reverenz, und wenn er es just nicht eilig hatte, beschrieb er eine großzügige Schleife über dem Meer der Häuser und segelte ins Blaue davon.

Dann fielen einem die großen Taten ein, die er schon hinter sich hatte, jenes gefährliche Sturmabenteuer an der französischen Küste, die Reisen nach Nord- und Südamerika, die Begeisterung, die er überall geweckt, der Ruhm, den er geerntet, die völkerverbindende Mission, die zu vollführen er im Werke war, der Triumph menschlichen Wagemuts und technischer Ziele, die ungewöhnliche, heroische Gestalt des Grafen Zeppelin, der den Traum von Jahrtausenden Wirklichkeit werden ließ.

Wahrhaftig, es ist keine Kleinigkeit, einer Zeit anzugehören, die solche Errungenschaften ihr eigen nennt.

Schon zu wiederholten Malen habe ich mich dem Motor eines Flugzeuges, der Zuverlässigkeit eines Piloten anvertraut. Es waren mir immer unerhörte Ereignisse, Momente tiefgründiger Erlebnisse. Nicht etwa, daß einzig die schöne Schau mich überwältigt hätte, das Abrollen sozusagen eines Filmes, der im Originalformat der Berge und Täler, der Felder und Seen sich vor meinen Augen entfaltete. Vielmehr war es das Gefühl, dem Alltag entrückt zu sein, fern allen Kämpfen und Kleinigkeiten, die uns die Tage vergällen. Wer so zwischen Himmel und Erde dahinschwiebt, Flügel hat und doch keine, kommt sich vor als ein Wesen edlerer Art. Denn vieles ist von ihm abgefallen, was ihn bedrückt hat. Er ist in die Sphäre